

aus Deutschland



## Stipendien-Aufenthalt in der Mongolei

vom 12. August bis 18. September 2008

## **Zwischen Wald und Wüste: Von der Gobi an die sibirische Grenze**

Von Anne Sieger

Mongolei, vom 12. August bis 18. September 2008



# Inhalt

1. Zur Person	352
2. Ulan Bator	352
3. Raus aufs Land	353
4. Das Saudi-Arabien der Kohle	354
4.1 Exkurs: Ein paar aktuelle Zahlen zum Bergbau in der Mongolei	355
5. Gen Süden	356
6. Das Prinzip Kreisstadt	357
7. In der Wüste	359
8. Die Ninjas	361
9. In Richtung Norden	362
10. Erdene Zuu	363
11. Erdenet	364
12. Rauf aufs Pferd	366
13. Naadam Festival	368
14. Bei den Tsatan	370
15. Zurück in der Zivilisation	372
16. Nach Hause	374

## 1. Zur Person

Anne Sieger wurde 1973 geboren und wuchs im Münsterland auf. Sie begann ihr Studium in Göttingen und beendete es mit einem Magisterabschluss in Politikwissenschaft, Kunstgeschichte und Spanisch an der Universität Köln. Nach diversen Praktika unter anderem an der Deutschen Botschaft in Paris und bei der F.A.Z in Madrid, volontierte sie beim Norddeutschen Rundfunk in Hamburg. Die Sehnsucht nach dem Rheinland konnte jedoch auch die frischeste nordische Brise nicht wegwehen und so kam sie nach dem Volontariat zurück nach Köln. Hier arbeitete sie zunächst als Redakteurin, dann als freie Autorin für die Tagesschau-Redaktion des WDR Fernsehens. Seit Januar 2008 ist sie Redakteurin bei „WDR Aktuell“ im Funkhaus Düsseldorf.

## 2. Ulan Bator

Auf der Peace Avenue, der Hauptstraße in Ulan Bator, ist die Hölle los. Es ist acht Uhr am Abend und die Mongolen feiern die erste olympische Goldmedaille in der Geschichte ihres Landes. Der Autokorso steht denen auf dem Kölner Ring während der WM 2006 in nichts nach: Junge Männer hängen bis zur Hüfte aus den Seitenfenstern, schwenken mongolische Flaggen und schreien „Mongolia.“ Das Ganze geht bis nachts um drei.

Naidangiin Tüwschinbajar, ein 28-jähriger Judoka hat die Medaille im Halbschwergewicht geholt. Sein Foto werde ich während meiner Reise immer wieder sehen und der entscheidende Kampf wird über Wochen im Fernsehen wiederholt werden.

Amraa, mein Dolmetscher während der ersten drei Wochen meiner Reise, erzählt mir später, dass er mit hunderten anderer Mongolen an diesem Abend vor dem Regierungsgebäude gefeiert hat. Direkt vor der riesigen Dschingis Khan-Statue ist er dabei, als der mongolische Präsident und weitere hochrangige Minister, wie er sagt, volltrunken auf den Südbahkatr Platz taumeln um den Erfolg zu feiern.

Ulan Bator, „UB“ wie die Mongolen sagen, ist nicht nur die Hauptstadt sondern auch die einzige Metropole des Landes. Rund 40% der knapp drei Millionen Mongolen leben hier – wie viele genau, ist nicht bekannt.

Seit einigen Jahren geben immer mehr Mongolen das Nomadenleben auf und ziehen nach UB, in der Hoffnung auf bessere Lebensverhältnisse. Viele von ihnen leben in den Jurtensiedlungen am Rand der Stadt, wo es weder Strom noch fließendes Wasser gibt.

Das Zentrum ist in vielerlei Hinsicht wie in anderen asiatischen Großstädten auch. Die Architektur postsowjetisch, die Luft dreckig, die Straßen blo-

ckiert mit ewig hupenden, klapprigen Autos. In den Geschäften bekommt man hier alles, was Einheimische und Ausländer brauchen und im Supermarkt des State Department Store, dem bekanntesten Kaufhaus von UB, ist das Markensortiment beeindruckend: Es gibt die komplette Auswahl westlicher und östlicher Produkte, ein ganzes Regal ist zum Beispiel für die Süßigkeiten der Marke „gut und günstig“ reserviert. Und: Es gibt eine Obst- und Gemüseabteilung. Sie werde ich während meiner Reise häufiger vermissen.

### 3. Raus aufs Land

Am nächsten Morgen treffe ich Amraa, meinen Reisebegleiter und Dolmetscher für die ersten drei Wochen. Amraa hat sieben Jahre lang in Deutschland studiert und gearbeitet. In vielen Bereichen kennt er sich besser aus als ich, zum Beispiel referiert er mir bei einer Gelegenheit die gesamte Karriere von Margarethe Schreinemakers. Erstaunlich.

Am frühen Vormittag fahren wir los, von Ulan Bator in Richtung Gobi. Kaum sind wir raus aus der Stadt beginnt die Steppe. Wir fahren stundenlang über Schotterstraßen. Vereinzelt steht eine Jurte in der Landschaft, in der Nähe weiden Ziegen und Schafe. Je weiter wir von UB gen Süden fahren, kommen auch Pferde- und Kamelherden dazu.

Wir halten an einem Ovoo, einem Steinhäufen, den die Mongolen mit blauen Bändern verziert haben, der buddhistischen Farbe für den Himmel. Als Zeichen des Respekts soll jeder Vorbeikommende den Ovoo drei Mal im Uhrzeigersinn umrunden und am besten noch eine kleine Opfergabe ablegen um den für diese Region zuständigen Gott milde zu stimmen. Die Opfergaben sind mitunter etwas seltsam gewählt: Neben zerknitterten Geldscheinen und Tierschädeln stecken leere Wodkaflaschen zwischen den Steinen und einiges andere, was eher nach Hausmüll aussieht als nach einer Opfergabe.

Amraa bezeichnet sich selbst als Atheisten. Unser Fahrer ist Buddhist, wie etwa 90% der Mongolen. Wie in vielen anderen ehemals kommunistischen Ländern hat die Regierung es nicht geschafft, den Glauben der Menschen auszumerzen. Auch nicht durch die brutale Zerstörung fast aller Klosteranlagen und die Ermordung vieler Mönche im Land in den 1930er Jahren.

Nach ein paar Stunden sehen wir ein Auto an der Straße stehen. Wir halten an, zwei Mongolen haben eine Panne und brauchen ein Ersatzteil für ihren Wagen. Wir können ihnen nicht helfen und fahren weiter. „Und was machen die jetzt?“, frage ich Amraa. „Da musst Du Dir keine Sorgen machen. Da wird schon jemand vorbei kommen, der das passende Ersatzteil dabei hat. Das ist eine vielbefahrene Straße hier“. Wir haben in den letzten drei Stunden kein einziges Auto gesehen.

Zum Mittagessen halten wir an einer Gaststätte. Amraa bestellt unser Essen. Ich habe schon viel über mongolisches Essen gelesen – Mut gemacht hat das nicht. Das typische mongolische Essen besteht aus Hammelfleisch, Hammelfleisch und Hammelfleisch. Dazu gibt es mitunter Reis oder Kartoffeln und manchmal Weißkohl. In Ulan Bator scheint sich das Essverhalten zu ändern, worauf die ordentliche Obst- und Gemüseabteilung im State Department Store hindeutet. Auf dem Land aber gilt weiterhin die Philosophie: Grünzeug ist für die Tiere. Menschen essen Fleisch! Das sieht dabei auch noch richtig nach Tier aus. Das Fett bleibt dran, wird sogar als Delikatesse gesehen. Als wir im Restaurant unsere Teller bekommen, liegen dort entsprechend daumengroße Fettstücke, die Amraa aber genauso ungerührt isst wie alles andere.

#### 4. Das Saudi-Arabien der Kohle

Ursprünglich war ich in die Mongolei gefahren, um zum Thema Umweltschutz zu recherchieren: Wie schlägt sich die rasante Entwicklung von der Plan- zur Marktwirtschaft nieder, welche Folgen hat der Wandel von einer auf Selbstversorgung ausgerichteten Nomaden-Gesellschaft zu zunehmender Urbanisierung? Vor Ort habe ich jedoch schnell festgestellt, dass ein anderes Thema den Mongolen viel mehr unter den Nägeln brennt: Die Rohstoffvorkommen im Land und ihre Vermarktung.

Die Mongolei besitzt riesige und vielfach noch unerschlossene Rohstoffvorkommen. Weltweit rangiert das große Land (etwa viermal so groß wie Deutschland) mit der kleinen Bevölkerung (knapp 3 Millionen Einwohner) schon unter den Top 10 Staaten. Der Spiegel zitierte den Chef des mongolischen Rohstoffamtes Luvsanvandan Bold mit den Worten, die Mongolei sei das Saudi-Arabien der Kohle. Etwa 80 verschiedene Mineralien sind lokalisiert. Die Zahlen variieren, bewegen sich aber in Dimensionen um 125 Milliarden Tonnen Steinkohle, 1,6 Milliarden Tonnen Eisenerz, 25 Millionen Tonnen Kupfer und 3.000 Tonnen Gold. Nach Angaben der mongolischen Regierung soll zudem ein Fünftel des Weltvorkommens an Uran in der mongolischen Steppe liegen.

Bereits zu sozialistischen Zeiten und auch heute verdankt die Mongolei ihr Haupteinkommen der Kupfermine in Erdenet, etwa 370 Kilometer von Ulan Bator entfernt. Die Mine entstand in sehr enger Kooperation mit der damaligen UDSSR, praktisch die gesamte Führungselite war mit dem Personal des großen Bruders besetzt. Erdenet – die größte sowjetische Enklave in der Mongolei. Die Kupfermine steht ganz oben auf meiner Besichtigungs-Wunschliste, doch ob das klappt, ist am Anfang meiner Reise noch nicht klar.

Der Reichtum an Rohstoffen könnte der Mongolei, einem der ärmsten Länder der Welt, das Tor zu wirtschaftlicher Entwicklung öffnen. Das Thema ist auch im Alltag enorm präsent – jede größere Tageszeitung hat ein eigenes Bergbau-Ressort.

Viele Mongolen sehen jedoch mit Sorge, dass die Schürfrechte vor allem an ausländische Bergbauunternehmen gehen, wie zum Beispiel den kanadischen Konzern Ivanhoe Mines. Die Kanadier erhielten die Lizenz für eine der größten Kupfer- und Goldlagerstätten der Welt – Oyu Tolgoi in der südlichen Gobi Wüste.

Eine der wesentlichen Herausforderungen dieser Investoren ist es, die Rohstoffvorkommen, die in den letzten Jahren gefunden wurden, abzubauen. Denn gerade in der Gobi gibt es noch nicht einmal ausgebaute Straßen, der logistische Aufwand die Bodenschätze zu bergen, ist enorm.

Bei einer der jüngsten internationalen Bergbaukonferenzen in Ulan Bator hieß es darum im Einladungsschreiben: „Mongolia is a discovered destination. Isn't it the time to develop her?“

#### **4.1 Exkurs: Ein paar aktuelle Zahlen zum Bergbau in der Mongolei**

Der Bergbau-Sektor ist seit ein paar Jahren stark in Bewegung. Nach den aktuellen Zahlen vom Februar 2009 sind 31 Prozent der Fläche der Mongolei an Bergbau-Unternehmen „vergeben“. Ferner weist die Januar-Statistik die stolze Zahl von 5.202 Bergbau-Lizenzen auf. 8 Monate zuvor, im Juni 2008, waren es noch 558 Lizenzen weniger. Die kanadische Ivanhoe Mines und Gobi Coal and Energy sind die Unternehmen mit der größten Bergbaufläche – jeweils über 2 Millionen Hektar.

So langsam ist der Kuchen verteilt – und der mongolische Staat sieht zu, dass er ein Stück abbekommt: Im Dezember 2008 verabschiedete das Parlament eine Richtlinie für den Umgang mit den Millionen-Deals mit ausländischen Investoren. Grund für die Notwendigkeit eines verbindlichen Leitfadens ist u.a. ein anstehendes Großprojekt im Kohlebergbau. Hier ist nun festgelegt, dass die Regierung 34 Prozent an dem Projekt besitzen darf, mit der Möglichkeit auf 50 Prozent zu erhöhen, wenn die erste Investition sich ausgezahlt hat.

Bei einem anderen Großprojekt, Oyu Tolgoi, das ebenfalls von Ivanhoe betrieben wird, wehren sich die Kanadier mit Händen und Füßen gegen eine 50-prozentige Beteiligung durch die Mongolen. Sie wissen warum: Das Projekt wird auf einen Wert von 3 Milliarden Dollar geschätzt, soll etwa 440.000 Tonnen Kupfer und 320.000 Unzen Gold im Jahr abwerfen – und das für die nächsten 35 Jahre. Der andere Knackpunkt – die Windfall Profits Tax – soll im März geregelt werden.

Diese Steuer wird dann erhoben, wenn der Gold- bzw. Kupferpreis an der Londoner Börse einen bestimmten Preis übersteigt. In der Mongolei soll sie 68% betragen – sehr zum Ärger der ausländischen Investoren. Als im August 2008 über 30 deutsche Unternehmer aus der Bergbau-Branche die Mongolei besuchten, zitiert die englischsprachige Zeitung *UB Post* eine Beraterin des Präsidenten: Sie soll den Deutschen offen erläutert haben, dass der Gold-Schmuggel im Land wegen der hohen Windfall Tax rapide angestiegen sei.

Von diesen illegalen Goldgräbern werde ich noch hören.

## 5. Gen Süden

Zurück im Jeep. Je weiter wir in den Süden fahren, desto flacher wird die Landschaft. Der Boden verliert sein Grün und wird gelb-bräunlich. Außer struppigen Pflanzen am Boden ist nicht mehr viel Vegetation zu sehen. Der Sommer war hart für die Nomaden, sagt Amraa. Viel zu heiß und kein Regen, sie haben bestimmt viele Tiere verloren.

Wir sehen immer mehr Kamelherden. Die Geschöpfe mit den blasiertesten Gesichtern der Tierwelt stehen oft auf den Schotterpisten und machen erst nach kräftigem Hupen den Weg frei.

Im Radio wird gemeldet, dass Naidangiin Tüwschinbajar, der erste mongolische Goldmedaillengewinner über 100.000 Dollar von der mongolischen Regierung bekommt, von privaten Geschäftsleuten sogar eine Million Dollar, diverse Eigentumswohnungen in Ulan Bator und Südkorea, mehrere Jeeps, kostenloses Benzin und kostenlose Lebensmittel für ein Jahr. Ein gemachter Mann.

Wir übernachten in einem Jurtencamp. Hier bleiben die Touristen auf ihren Touren. Meist gibt es warme Duschen, der Koch schneidet den Großteil der Fettstücke ab und morgens gibt es eine Version des Continental Breakfasts: Lipton Tea, deutsche Butter und Marmelade.

Die Jurten sind ausgesprochen gemütlich. Kreisrund, innen mit Filz verkleidet, manche sind mit bunt bedruckten Stoffen oder sogar Teppichen dekoriert. Es gibt richtige Betten und ein Tischchen, in der Mitte steht ein schwerer Ofen, der in kalten Nächten mit Holz befeuert werden kann. Durch die runde Öffnung an der Decke kommt frische Luft herein, bei Regen, Schnee oder Wind kann das Loch mit etwas Plane abgedeckt werden.

Um die persönliche Sicherheit scheint sich im Jurtencamp niemand zu sorgen. Auf Wunsch bekommt man für seine Jurte zwar ein kleines Vorhängeschloss, doch das aus der Holztür zu brechen würde sogar mir gelingen. Hier, außerhalb von UB, sei es jedoch völlig sicher, versichert mir Amraa und er soll Recht behalten.

Das Wetter ist jetzt, Mitte August, noch wunderbar: Tagsüber um die 25 Grad, abends kühl aber nicht kalt.

## 6. Das Prinzip Kreisstadt

Am nächsten Tag, nach weiteren Stunden Schaukelei im Jeep erreichen wir Dalanzadgad, die Hauptstadt des Ömnögov-Aimags, der Südgobi. Wie unser Fahrer den Weg findet, ist mir ein absolutes Rätsel. Wir haben zwar ein mobiles GPS für den Notfall dabei, aber haben es während der ganzen Fahrt nicht benutzt. Dabei gibt es hier nirgends eine ausgebaute Straße, nur mehr oder weniger erkennbare Schotterwege ohne irgendeine Beschilderung.

Amraa erzählt Schauergeschichten von Ausländern und Mongolen, die sich im Winter in der Gobi verfahren haben oder denen das Benzin ausgegangen ist. Vor zwei oder drei Jahren hat es offenbar einen dramatischen Fall gegeben: Vier junge mongolische Männer waren im Winter mit ihrem Jeep in der Gobi unterwegs. Vielleicht hatten sie sich verfahren oder schlecht geplant, jedenfalls ist ihnen irgendwann das Benzin ausgegangen. Sie haben dann langsam das ganze Auto auseinandergenommen um sich Feuer zu machen, zuletzt die Reifen. Irgendwann hat man die Jungen erfroren gefunden, erzählt Amraa, sie hatten mit ihrem eigenen Blut eine Abschiedsnachricht auf der Windschutzscheibe hinterlassen.

Nicht ohne Grund verlangen so ziemlich alle Reise-Veranstalter in der Mongolei von ihren Fahrern, dass sie ausgebildete Kfz-Mechaniker sind. Uns ist allein am ersten Tag der Tour drei Mal ein Autoreifen geplatzt, wer da nicht selbst den Reifen flicken kann, bekommt auf den so selten befahrenen Wegen wirklich ein Problem. Handy-Empfang gibt es nur in den Kreisstädten, kaum entfernt man sich ein, zwei Kilometer von den Siedlungen ist man ganz sich selbst überlassen.

Wie praktisch alle Kreisstädte in der Mongolei ist auch Dalanzadgad nach russischem Vorbild aufgebaut. Die Straßen sind wie mit dem Lineal gezogen, an den Rändern stehen die kleinen, bunt angestrichenen Häuser wie die Zinnsoldaten. Um den ganzen Ort zieht sich eine hohe Holzwand um – vor allem nachts – die Tiere draußen zu halten. Hinter der Holzwand, im Graben, häuft sich der Plastikmüll. Die Abfallentsorgung ist eins der ungelösten Probleme in der Mongolei. Im ganzen Land gibt es offenbar nur eine einzige Müllverbrennungsanlage und so gammelt an vielen Orten, die ich sehe, der Abfall in der Landschaft vor sich hin. Die meisten Mongolen scheint es bislang nicht zu stören. Umweltschutz steht hier noch hinter dringlicher scheinenden, akuten Problemen zurück.

In Dalanzadgad besuchen wir zunächst den Markt. Dutzende Menschen wuseln hier um die Stände, an denen es von der Schuluniform, bis zum Stefan-Effenberg-Shirt alles an Kleidung zu kaufen gibt, außerdem allerlei Haushaltskram und ein paar Lebensmittel.

Ein Mann spricht mich auf Englisch an, ein kleines Mädchen im Schlepptau. Die 10-Jährige ist seine Tochter, bis vor kurzem hat er mit seiner Familie noch in den USA gelebt. Jetzt sind sie wieder hier und das Mädchen muss erst mal richtig Mongolisch lernen. Wir unterhalten uns ein bisschen über ihr Leben in den USA und das Kind tut mir ein bisschen leid. Was für ein Kulturschock muss es sein, plötzlich von einer amerikanischen Großstadt in die mongolische Steppe zu ziehen.

Dabei dürfte es dem Mädchen in Sachen Gesundheit und Ausbildung vielleicht sogar besser gehen, als in den USA. Denn, wenn die Mongolen auch nicht unkritisch auf die Zeit unter sowjetischem „Einfluss“ zurückblicken, verdankt das Land in diesen Bereichen seinen hohen Standard dem Großen Bruder.

Die medizinische Versorgung ist schon seit den 60er Jahren flächendeckend gewährleistet. In jeder Kreisstadt gibt es ein Krankenhaus, in dem alle Bewohner der Region ihre Impfungen, Vorsorgeuntersuchungen und ähnliche medizinische Standardleistungen bekommen. Außerdem gibt es immer auch eine Schule und ein Theater.

Die Bildungsbilanz in der Mongolei ist sehr erfolgreich: Die Analphabetenrate liegt unter 3 Prozent. Die Kinder aus dem ganzen Umkreis gehen in der Kreisstadt zum Unterricht, auch wenn ihre Eltern Nomaden sind. Dann kommen sie entweder bei Verwandten unter oder, falls das nicht geht, leben sie das ganze Schuljahr in Internaten. Das ist vor allem für Erstklässler hart, wenn sie über Monate von ihrer Familie getrennt verbringen müssen. Immer wieder gibt es rührende Geschichten von Kindern, die vor lauter Heimweh versuchen, zurück zu ihren Eltern zu laufen. Im Norden der Mongolei, im kleinen Ort Renchinkhlumbe, werde ich später einen jungen Mann treffen, dessen Geschichte es bis in eine Ausgabe von „National Geographic“ geschafft hat. Er arbeitete in einer Lodge für Touristen und war dafür zuständig, die Jurten mit Brennholz zu versorgen. Als kleiner Junge war er zur Schule in die Kreisstadt geschickt worden. Vor lauter Einsamkeit lief er eines Tages mitten im Winter von der Schule weg und machte sich zu Fuß auf in Richtung heimischer Jurte. Tage später wurde er halb erfroren von einem Nomaden auf halber Strecke gefunden und in ein Krankenhaus gebracht. Als sichtbare Zeichen sind verkrüppelte Arme und Beine zurückgeblieben, dennoch hat er großes Geschick bei Schnitzarbeiten entwickelt. Alle Möbel – Tische, Stühle und Betten – so erzählt man uns in der Lodge, sind von ihm geschnitzt worden.

Wie viel Wert auf Bildung gelegt wird, spürt man in jedem Gespräch. Ein guter Schüler zu sein ist hier noch etwas, auf dass die Kinder stolz sind. Bewundernd sprechen sie von ehemaligen Mitschülern oder Verwandten, die meist über Stipendien im Ausland studieren. Manche bleiben Jahre weg und arbeiten erfolgreich vor allem in den USA oder Europa. Auch Amraas Kinder sollen im Ausland studieren, am liebsten in Deutschland. Für diese Aufenthalte sammelt oft die ganze Familie Geld, weil sie überzeugt sind, dass sich die Investition lohnt. Mehrere Guides, die ich während der Tour durch die Gobi treffe, sprechen fließend Französisch, Spanisch, Englisch, Italienisch oder Deutsch, obwohl sie ihr Land noch nie verlassen haben. Ich komme mit einem Mongolen ins Gespräch, der ein derart mit Slang-Ausdrücken durchsetztes Englisch spricht, als habe er sein halbes Leben in der Bronx verbracht. Er erzählt mir, dass er die Mongolei noch nie verlassen hat, stattdessen ist er als Student den Englisch sprechenden Ausländern in Ulan Bator hinterher geschlichen um möglichst viel von der Sprache aufzuschnappen. Leider sei das Unterfangen oft schnell daran gescheitert, dass sich die Touristen (zu Recht) von ihm verfolgt fühlten und mit bösen Blicken bedachten.

## 7. In der Wüste

Von Dalanzadgad geht es noch weiter gen Süden, von der Geröllwüste zu den Dünen. Wir sind bei den „singenden Dünen“, den Khonoryn Els, einer insgesamt rund 100 km langen, spektakulären Sanddünenkette. „Singend“, weil der von der Düne abrutschende Sand tiefe Brummtöne erzeugt. Der Effekt entsteht auch, wenn man schnell die Düne herabrennt und den Sand so in Bewegung bringt. Der Ton ist kilometerweit zu hören.

Bis zu 300 Meter hoch sind die höchsten Dünen, bei klarer Sicht kann man bis in die Innere Mongolei nach China sehen.

Vor den Dünen breitet sich ein Grünstreifen aus, wie eine lange Oase. Bei einer Nomadenfamilie leihen wir zwei Kamele für einen Ausritt. Mein Tier ist sichtlich gelangweilt. Wir reiten im Schneckentempo an den Dünen entlang. Der Kamelverleih ist für viele hier eine sehr willkommene Einnahmequelle, vor allem in so trockenen Sommern wie diesem. Es hat seit über drei Monaten nicht richtig geregnet.

Nach dem Kamelausflug gibt es in der Familien-Jurte ein Glas Airag, also gegorene Stutenmilch. Die Milch wird in einem großen ledernen Sack aufbewahrt, der in der Jurte im Schatten hängt. Mit der Schwiegertochter der Familie gehe ich zum Stutenmelken. Das ganze funktioniert mit einem Trick, wenn auch, einem ziemlich perfiden: Zunächst darf das Fohlen die

Muttermilch ansaugen. Kaum aber fließt die Milch, wird das Kleine weggedrängt und die Milch von Menschenhand weitergemolken. Das Fohlen ist sichtlich empört, die Stute scheint den Unterschied gar nicht zu bemerken.

Nach jedem Melken wird die frische Milch in den Sack gegossen und mit einer Art Kartoffelstampfer gestampft. 1.000 Mal gestampfte Milch sei die beste, sagt Amraa. Der Airag schmeckt wie etwas klumpige Buttermilch mit einem Schuss Schnaps. Ich trinke mein Glas nur halb leer. Später erzählt mir ein Mongole, dass selbst viele Einheimische zu Beginn der Airag-Saison Durchfall bekommen, weil die Darmflora sich erst an die Bakterien gewöhnen muss. Viel Alkohol hat die Stutenmilch anfangs nicht, mit der Zeit und wachsendem Alkoholanteil ist Airag neben Wodka aber das Hauptgetränk der Mongolen um sich zu betrinken. Wie ich in den nächsten Wochen feststellen werde, sind viele Mongolen starke Trinker. Sie haben ihre Wodkaflaschen in der Innenseite ihrer traditionellen Gewänder, der Dells. In der Gruppe wird die Flasche herumgereicht. Selbst bei höheren Promillewerten bleibt die Stimmung aber in aller Regel friedlich. Während meiner Reise habe ich zwar viele betrunkene Mongolen gesehen, aber niemanden, der in der Gegend herumgegrölt hätte oder aggressiv geworden wäre.

Nach dem entspannten Kamelritt und frisch gestärkt mit Airag wird es dann anstrengend. Wir klettern selbst die Düne hinauf, natürlich auf die höchste weit und breit. Das ganze ist wesentlich anstrengender als es aussieht: Selbst barfuss sacken wir bei jedem Schritt knöcheltief in den Sand ein. Als wir schließlich nach gefühlten Stunden oben auf der Düne ankommen, ist die Aussicht jedoch sensationell. Über Kilometer und Kilometer nichts als weite Landschaft und die Sonne, die durch bizarre Wolkenformationen ihr Licht bricht. „It’s so peaceful“, flüstert ein Inder, der ebenfalls mit seligem Gesicht hier oben im Sand sitzt. Und auch wenn man nicht aus einer Mega-Metropole wie Mumbai kommt, sondern „nur“ aus Köln, sind diese Augenblicke hier das wohl Entspannendste, was ich je erlebt habe: Nichts, was das Auge stresst, nichts was die Ohren stört, einfach nur Stille und Weite.

Dann sehen wir am Fuß der Düne eine ganz skurrile Gestalt: Ein Mann im gelben Ski-Anzug mit Wollmütze und Skibrille erklimmt auf Carving-Ski die Düne. Der Typ ist offensichtlich in Form: Ohne Pause kämpft er sich den Sandberg hoch und stellt sich als Werner aus Österreich vor. Werners Leidenschaft besteht darin, alle Plätze der Welt zu bereisen, an denen man auch ohne Schnee Ski fahren kann. Seine mongolische Reiseführerin ist unten geblieben, sie ist k.o., schließlich steigt er heute schon zum fünften Mal auf die Düne. Nachdem wir ein bisschen geplaudert haben und Werner sich ein deutsches Dosenbier genehmigt hat, justiert er seine Ski-Brille und los geht es die Düne herunter. Was für ein Bild!

## 8. Die Ninjas

Vor unserem heutigen Jurtencamp hat schon eine ganze Jeep-Kolonnie geparkt. Aus dem Restaurant kommt großes Geschrei oder Gesang, so genau ist das nicht auseinander zuhalten. Nach dem Tag in absoluter Stille auf der Düne, macht der Lärmpegel regelrecht nervös. Im Restaurant sitzen eine Gruppe Italiener, 27 Leute, die eine Tour durch die Gobi machen. Wie es sich für Italiener gehört, haben sie ihren eigenen Koch dabei und es gibt Pasta für alle. Meine Geschmacksnerven kriegen Heimweh.

Nach dem Essen stellt Amraa mir die Leiterin des Camps vor. Sie hat lange in Leipzig gelebt und ist zurzeit dabei, in Ulan Bator einen Journalistik-Studiengang aufzubauen. Es ist nicht so einfach, erzählt sie, der Rundfunk ist verstaatlicht, die Studenten müssen sich erst einmal daran gewöhnen, was freie Berichterstattung ist. Sie plant eine Kooperation mit der Journalistenschule in Leipzig. Auch sie ist eine von den Mongolen, die nach langer Zeit im Ausland ihr Land jetzt voranbringen will.

Auf dem Weg von den Waschräumen zur Jurte wundere ich mich über Donner und Blitze am Himmel. Nach Gewitter sah es gar nicht aus. Ich beobachtete das Schauspiel eine Weile und stelle fest, dass weder Donner noch Blitze weiterziehen. Es sind dumpfe, kurze Explosionen hinter einer kleinen Bergkette. Illegale Sprengungen, meint Amraa am nächsten Morgen. Auch hier suchen die Leute ihr goldenes Glück unter der Erde.

Die illegalen Goldgräber werden Ninjas genannt, weil sie mit ihren großen Säcken auf dem Rücken aussehen wie die Comic-Schildkröten Ninja Turtles. Über 100.000 illegale Goldgräber soll es in der Mongolei geben, zum Leidwesen der Regierung und der offiziellen Minengesellschaften, welche die Schürfrechte erworben haben. Mit Schaufel und Hacke bewaffnet ziehen die Ninjas los, sprengen sich vor allem nachts die Goldadern frei. Immer wieder kommt es zu Unfällen. Wie viele von ihnen jedes Jahr bei Sprengungen verschüttet oder verletzt werden, ist unbekannt.

Am nächsten Tag besuchen wir die Familie eines Kamelhirten. Nachdem ich die Stutenmilch so gut überstanden habe, möchte ich unbedingt noch gegorene Kamelmilch probieren. Unangemeldet halten wir an einer Jurte. Zuerst kommen zwei Kinder angelaufen. Amraa redet mit ihnen, wir steigen aus und gehen in die Familienjurte. Die Familie scheint sich nicht groß zu wundern über die drei Fremden. Wir bekommen Kamelmilch, Milchschnaps („Arkhi“) und Käse angeboten. Käse ist das andere Hauptnahrungsmittel der Mongolen, der Geruch erschlägt einen in den meisten Jurten – leicht säuerlich und intensiv. Auch wenn es erst Nachmittag ist, schmeckt mir der Milchschnaps schon gut – sehr mild und lecker. Die Kamelmilch schmeckt ähnlich wie die Stutenmilch, nur noch reichhaltiger. Das richtige Getränk

für Menschen in einer so rauen Umgebung. Ein großes Glas dürfte als Mittagessen für die meisten Leute reichen.

Der Familienvater ist etwa Mitte 30, seine Frau etwas jünger, die Kinder, ein Mädchen und ein Junge, gehen in die erste bzw. dritte Klasse in Dalanzadgad. Da noch Ferien sind, leben beide Kinder zu Hause. Ab September werden sie ihre Eltern verlassen und während des Schuljahres bei Verwandten in der Kreisstadt wohnen.

Amraa fragt unseren Gastgeber, wie es der Familie geht, den Kindern, den Tieren. Seine Antwort ist identisch mit denen der Umfragen in Deutschland in den letzten Wochen und Monaten: Es ist schwierig für die Familie. Die Preise für Lebensmittel sind gestiegen, seine Tochter braucht eine neue Schuluniform, obwohl ihre aktuelle erst ein Jahr alt ist. Vor allem aber sind es die Benzinpreise, die explodiert sind. Ein Liter Diesel kostet inzwischen zwei Dollar. In einem Land in dem das Durchschnittseinkommen etwa 150 Euro im Monat beträgt, ein ganzer Batzen Geld.

Als ich den Familienvater frage, wie viele Tiere er hat, mag er nicht so richtig mit der Sprache rausrücken. Amraa erzählt mir später, dass Nomaden fast nie sagen, wie viele Tiere sie genau haben. Sie glauben, dass es Unglück bringt, schließlich kann ein harter Winter oder ein trockener Sommer ihren Tierbestand schlagartig verkleinern. Ich frage nach den Goldgräbern.

Bis vor ein paar Monaten, sagt unser Gastgeber, hat er selbst sein Glück versucht. Mit einem großen Sack ist er losgezogen und hat das Gold dann an einen Zwischenhändler verkauft. Doch auch der Goldpreis ist gefallen. Außerdem ärgert er sich über die wilden Goldgräber, die Ninjas. Überall budeln und sprengen sie Löcher und schütten sie dann aber nicht wieder zu, sagt er. Die ganze Landschaft gehe dabei kaputt.

## 9. In Richtung Norden

Wir verabschieden uns aus der Gobi und fahren wieder gen Norden, in Richtung Erdenet. Im Radio kommt ein Portrait über Naidangiin Tüwschinbajar, unseren ersten mongolischen Goldmedaillengewinner. Amraa übersetzt, dass Tüwschinbajar aus einer einfachen Nomaden-Familie im Zentrum der Mongolei stammt. Nach dem Finalkampf in Peking musste sein Vater mit seinem Handy erst von der Jurte auf einen Hügel laufen um Empfang zu haben. Vorher konnte er seinen Sohn nicht beglückwünschen. Der lebt längst in Ulan Bator und besucht eine Schule für Hochleistungssportler. Die Diskrepanz im Lebensstil zwischen Vater und Sohn dürfte nun noch wesentlich krasser werden.

An diesem Tag wird die Mongolei die zweite und letzte Chance auf eine weitere Goldmedaille bei den Olympischen Spielen haben. Enchbatyn Badar-Uugan, ein 23-Jähriger, boxt in der Gewichtsklasse bis 54 Kilogramm um Gold.

Wir fahren von Jurte zu Jurte auf der Suche nach einem Fernseher. Doch wir haben zunächst kein Glück: In der einen Jurte ist die Autobatterie leer, mit der der Fernseher betrieben wird, in der nächsten sind alle gerade damit beschäftigt, Käse zu machen. Unser Fahrer wird langsam nervös.

Schließlich finden wir eine Art Bar, in der mehrere Mongolen schon vor dem Fernseher sitzen und trinken. Da es noch eine Weile dauert bis zum Kampf schaue ich mich draußen um. Hinter der Bar spielen ein paar Kinder. Die Armut ist hier offensichtlich. Obwohl es schon sehr kalt ist und ich mehrere Pullis übereinander trage, sind einige der Kinder noch im T-Shirt unterwegs. Kalt scheint ihnen nicht zu sein, wer in der Mongolei aufwächst, ist abgehärtet. Ich verteile ein paar Bonbons an die Kinder und mache Fotos, die ich ihnen auf dem Display meiner Kamera zeige.

Dann geht der Kampf los. „Wir“ gewinnen und alle in der Bar sind völlig außer sich. Die zweite Goldmedaille für die Mongolei scheint mehr als nur ein sportlicher Erfolg zu sein – Sie ist ein Sinnbild für ein Gefühl, dass ich vor allem bei den jungen, gebildeten Mongolen immer wieder erlebt habe: Wir sind zwar nur ein kleines Land, aber die Welt wird noch von uns hören!

## 10. Erdene Zuu

Wir haben auf der Reise schon viele kleine und große buddhistische Klöster gesehen und besucht. Anders als etwa das bekannte Gandan Kloster in Ulan Bator werden die meisten nur langsam wieder aufgebaut oder restauriert. Von vielen sind praktisch nur Ruinen übrig. Die Mongolei blickt auf ein Erbe von rund 300 Jahren Buddhismus. Dabei ist das Land von der jüngsten und modernsten tibetischen Glaubensrichtung Gelugpa geprägt, den sogenannten „Gelbmützen“ mit dem Dalai Lama als Oberhaupt.

Für die Verfechter der gesellschaftlichen Veränderungen nach sowjetischem Vorbild war die Religion ein Gräuelf. Vor allem in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre fand eine massive Kampagne statt: Etwa 20.000 Mönche wurden hingerichtet, 25.000 verfolgt und vertrieben.

Die Spuren sind noch deutlich sichtbar: Häufig gibt es in den ehemaligen Klosteranlagen nur noch ein kleines Gebäude, das tatsächlich „in Betrieb“ ist, geschmückt mit religiösen Kostbarkeiten, die vor der Vernichtung bewahrt werden konnten.

Das Kloster Erdene Zuu war das erste auf dem Gebiet der heutigen Mongolei und stammt aus dem Jahr 1586. Es liegt geographisch am gleichen Ort wie die ehemalige Hauptstadt Karakorum. Von der Stadt ist außer zwei großen steinernen Schildkröten, die einmal zusammen mit zwei weiteren Artgenossen die Himmelsrichtungen absteckten, nicht mehr viel zu sehen. Für Archäologen scheint es das Paradies zu sein – seit Jahren wird hier gebuddelt, u.a. von Wissenschaftlern der Universität Bonn.

Das Kloster ist seit 1990 wieder in Betrieb und – wenn offenbar auch nur ein Schatten der früheren Anlage – sehr imposant. Drei Tempel stehen noch innerhalb der Anlage, umgeben von einer an jeder Seite 400 Meter langen weißen Mauer. Diese ist unterbrochen von 108 Stupas. Das Ganze sieht eher aus wie eine Festung, als ein Kloster. Drinnen sind die Tempel den unterschiedlichen Lebensphasen Buddhas geweiht: Kindheit, Jugend und Alter. Am besten gefallen mir die seidenen Thangkas, die sehr aufwändig bemalten Rollbilder mit den böse dreinschauenden Schutzgottheiten Buddhas.

## 11. Erdenet

Es regnet in Strömen, als wir in Erdenet ankommen. Die Stadt ist mit etwa 75.000 Einwohnern die zweitgrößte der Mongolei und wegen ihrer Teppichfabriken und vor allem wegen der großen Kupfermine bekannt. Zu sowjetischen Zeiten, heißt es, war die Stadt aus strategischen Gründen absichtlich falsch auf den Landkarten eingezeichnet. Die Kupfermine wurde 1978 in Betrieb genommen, eine russisch-mongolische Zusammenarbeit, die bis vor wenigen Jahren dafür sorgte, dass doppelt so viele Russen wie Mongolen in Erdenet lebten. Inzwischen ist das Fachwissen im Bergbau an die Mongolen weitergegeben worden. Unter den Mitarbeitern der Mine sind kaum noch Russen.

Die Mine ist immer noch der wirtschaftlich wichtigste Faktor in der Mongolei und trägt den größten Teil zum Export- und Steuereinkommen bei. Rund 25 Millionen Tonnen Kupfererz werden hier jedes Jahr gefördert, nach diversen Bearbeitungsprozessen bleiben jährlich etwa 125.000 Tonnen reines Kupfer. Die Lebensdauer der Mine wird auf noch etwa 30-35 Jahre geschätzt.

Nach dutzenden Anrufen in den letzten Tagen und Wochen hat Amraa es geschafft, einen Besichtigungstermin für uns zu arrangieren. Es regnet immer noch als wir uns beim Sicherheitsmann am Eingang anmelden. 15 Minuten passiert gar nichts, dann können wir durchfahren zum Hauptgebäude. Unser Fahrer muss mit dem Jeep das Gelände wieder verlassen, wir warten in der Eingangshalle eines großen Verwaltungsgebäudes darauf, dass uns je-

mand abholt. Drinnen schmückt ein großes Relief die Wand. Es zeigt klassische kommunistische Arbeiterszenen: Starke Männer und Frauen, die mit entschlossenen Gesichtern für das Vaterland schufteten.

Gut positioniert an beiden Seiten des Reliefs hängt ein Foto unseres Goldmedaille-Judokämpfers.

Amraa hatte bei unserer Anmeldung angegeben, dass ich Journalistin bin. Das war keine gute Idee. Als schließlich ein Angestellter der Minengesellschaft erscheint, bittet er uns zunächst in sein Büro und fragt Amraa aus, warum ich mir die Mine ansehen will und ob und wo die Informationen veröffentlicht werden. Man hätte schlechte Erfahrungen mit der Presse gemacht, sagt der Offizielle. Warum wir überhaupt angegeben hätten, dass ich Journalistin sei. Das würde alles nur verkomplizieren. Amraa kontert, Ehrlichkeit sei eine Tugend und so geht es irgendwann dann los. Unser Jeep darf wieder aufs Gelände und wir besichtigen zunächst eine der riesigen überirdischen Abbaugruben. 2.500 Meter soll die Grube tief sein und über 1.000 Meter lang. Ein beeindruckendes Bild.

Unser Führer und Aufpasser erzählt, dass gerade eine Gruppe seiner Bergarbeiter in Deutschland war. Die Deutschen hätten ihren mongolischen Kollegen vor allem darüber berichtet, wie die Gruben eines Tages am umweltfreundlichsten wieder in die Landschaft integriert werden können. Es sei den Betreibern der Mine außerordentlich wichtig, dass die Umweltschäden, die der Bergbau mit sich bringt, so gering wie möglich gehalten würden.

Weiter geht es zu den großen Zerkleinerungshallen. Hier werden die Gesteinsbrocken in drei Stufen zu Pulver zermahlen. Die Trucks, welche die großen Brocken ankarren sind riesig, allein ein Reifen der Fahrzeuge ist fast 1,80 m hoch.

Dann gehen wir in eine riesige Halle. Hier wird das Kupferpulver mit Wasser vermischt. In der ganzen Halle sind auf mehreren Ebenen Walzen aufgebaut, über die das Wasser-Kupfer-Gemisch in blubbernden, silbernen metallisch glänzenden Blasen schwappt. Es riecht ausgesprochen ungesund. „Wie giftig ist diese Mischung?“, frage ich unseren Führer. „Sehr giftig“, sagt er und schaut mich gleich darauf misstrauisch an. Vielleicht fällt auch ihm an dieser Stelle auf, dass keiner der Arbeiter einen Mundschutz trägt. Wir gehen über einfache Metallgitter vorbei an der brodelnden Kupfermasse neben und unter uns. Ein großartiger Anblick und ich bedauere sehr, dass ich keine Fotos machen darf.

Auf dem Weg zurück aus der Halle kommt uns ein mongolischer Arbeiter entgegen. „Das ist der Bruder unseres Goldmedaillengewinners, des Judokas“, sagt unser Begleiter stolz. Als der Gold-Bruder an uns vorbeigeht, spricht er ihn an, wir schütteln ihm alle die Hand und er bedankt sich und lächelt bescheiden.

In der letzten Halle, die wir zu sehen bekommen, steht eine große Pumpe, die Siemens im letzten Jahr installiert hat und auch wartet. Hier darf ich Fotos machen, leider ist die Anlage optisch völlig unspektakulär. Die sogenannte „Slurry“-Pumpe pumpt die nach dem Erzkonzentrationsprozess übrig gebliebene Gesteinsmasse weiter zur Wiederaufbereitung. Es ist die größte Pumpe dieser Art, die jemals an eine Mine geliefert wurde. Unser Minen-Führer ist sichtlich stolz auf die deutsche Technik.

Hinter der Halle ist eine große Erdwand aufgeschüttet, dahinter ist die Abfalldeponie des Bergwerks. Auch hier ist Gucken verboten. Den Versicherungen unseres Führers, dass der Abfall dort sicher gelagert sei, trauen Amraa und ich aber beide nicht. Im Auto sage ich Amraa, was ich noch wissen möchte. „Was schreibt sie denn da immer?“, fragt er Amraa. Als ich meinen Kugelschreiber weggepackt habe, unterhalten sich die beiden entspannter. Unser Führer arbeitet seit er 17 ist in der Mine, seit über 20 Jahren. Früher waren von den 3.000 Arbeitern dort fast alle Russen, heute sind es nur noch 40. Auch die Mongolen haben jetzt das Know-how und er ist sichtbar stolz darauf. Macht er sich Sorgen darüber, wie sein Land mit den Bodenschätzen umgehen wird? Nach einem Seitenblick auf mich sagt er, es sei die Pflicht jedes mongolischen Regierungschefs, das beste und fairste Ergebnis für sein Land zu verhandeln. Dann hört Amraa auf zu übersetzen und erzählt mir erst später von ihrem weiteren Gespräch. Wie sich herausgestellt hat, ist auch bei unserem Führer die Unzufriedenheit groß. Die Führungspositionen der Mine würden aus politischem Kalkül besetzt, dauernd gäbe es neue Chefs, die häufig keinerlei Fachwissen über Bergbau mitbringen. Er habe auch das Vertrauen in seine Regierung verloren. Bei bereits geschlossenen Deals mit ausländischen Investoren habe sich schließlich gezeigt, dass die Interessen des mongolischen Volkes keine Rolle gespielt hätten.

## **12. Rauf aufs Pferd**

Inzwischen ist der Winter hereingebrochen. Der Ofen in den Jurten ist mein bester Freund geworden, leider halten die Mongolen es in den meisten Jurtencamps offenbar für unnötig, die Restaurants zu heizen. Manchen Abend sitze ich mit Mütze und Handschuhen und meiner dicksten Jacke beim Abendessen. In dieser Hinsicht besteht aus der Sicht verweichlichter Touristen wie mir noch eindeutiger Handlungsbedarf.

Die ersten drei Wochen meiner Reise sind um. Ich verabschiede mich von Amraa in Mörön, einer weiteren typischen Kreisstadt nach russischem Vorbild. Weiter geht es mit einer Gruppe von Amerikanern, mit denen ich die

nächsten zweieinhalb Wochen zu Pferd in den Norden der Mongolei reiten werde, bis an die sibirische Grenze.

Unser Guide auf diesem Teil der Reise heißt Byambaa, ist Mitte 20 und sieht aus wie ein mongolischer Hip Hopper. Bei Sonne, Schnee und Regen, Wind und Sturm und vermutlich auch nachts trägt er eine Schirmkappe, wie man sie in den 80ern beim Tennis trug. Darüber noch eine schwarze Sonnenbrille. Wie sich während der gemeinsamen Zeit herausstellen wird, ist auch er einer von den typisch mongolischen Männern: Er kann nicht nur Pferde einreiten und Autos reparieren, sondern auch Wodka trinken.

Die mongolischen Pferde sind kleiner als europäische, aber sehr muskulös und robust. Sie laufen völlig unbeirrt über Stock und Stein, matschige Bergpässe hinauf und hinunter und durch breite Flüsse, wo das Wasser ihnen bis zur Brustmitte geht. Obwohl ich seit 15 Jahren nicht mehr auf einem Pferd gesessen habe, fühle ich mich sehr schnell wohl. Die Pferde, die wir reiten, sind halbwild, d.h. sie sind es zwar gewohnt, Reiter zu tragen und möglichst nicht abzuwerfen, sie werden jedoch nicht gefüttert oder getränkt, sondern müssen nachts sehen, was die Natur an Gras und Wasser für sie hergibt.

Unsere mongolischen Wrangler lachen vor allem die Frauen in unserer Gruppe ständig aus, weil wir unseren Tieren am ersten Tag Namen geben und sie – aus mongolischer Perspektive – mit Zärtlichkeiten überhäufen. Auch mein Pferd, „Bonanza“ blickt mich an den ersten Tagen immer völlig irritiert an, wenn ich ihm morgens zur Begrüßung und am Abend über die Mähne streichle. Nach einigen Tagen bin ich jedoch sicher: Es gefällt ihm.

Die Mongolen geben ihren Tieren niemals Namen. Zum einen haben sie zu viele, zum anderen sind selbst Hunde reine Nutztiere. Lediglich in Ulan Bator habe ich den einen oder anderen Schoßhund auf der Straße gesehen.

Die nächsten Tage reiten wir durch eine wunderschöne Landschaft. Eine Kanadierin in der Gruppe und zwei Mädels aus Montana kriegen sich gar nicht mehr ein: Hier im Norden sieht es genauso aus wie bei ihnen zu Hause: Wald, Seen, Flüsse, blauer Himmel. Wir haben eine Köchin dabei, die zusammen mit ihrer Crew in einem großen Truck mitfährt und uns mittags und abends an ausgemachten Zielen bekocht. Mein Ehrgeiz „landestypisch“ zu essen, ist inzwischen gänzlich verschwunden und ich freue mich jeden Morgen über Toast mit Erdnussbutter. Wir reiten fünf bis sechs Stunden am Tag, glücklicherweise regnet es wenig, aber die Luft wird abends richtig kalt.

Außer ein paar Wildpferden, hier und da einer Blockhütte oder einem Mongolen, der auf seinem Moped an uns vorbeiknattert, ist hier niemand.

An einem Tag sehen wir fünf riesige Geier, die einen Stier belauern, der sich offenbar ein Bein gebrochen hat. Mitten in der Wildnis wartet der Bulle

zusammen mit den Geiern darauf zu sterben – ein ziemlich beklemmender Anblick zumindest für uns Ausländer.

Abends zelten wir in Wassernähe. Es wird schon sehr schnell dunkel und die Nächte sind kalt. Bei Null Grad zu zelten macht nicht besonders viel Spaß und ich trage nachts im Schlafsack fast alle meine Klamotten übereinander. Die Zähne werden mit abgekochtem Flusswasser geputzt, ansonsten wird jede Hygiene-Anstrengung auf Null gefahren. So weit weg von jeder Zivilisation war ich noch nie. Und obwohl ich sehr viel friere in diesen Tagen, ist es doch ein Geschenk zu dieser Zeit an diesem Ort zu sein. Sollte auch der Norden der Mongolei touristisch erschlossen werden, ist es mit der Idylle bald vorbei. Das dürfte allerdings noch Jahre dauern, denn Infrastruktur gibt es in diesem Teil des Landes praktisch überhaupt nicht.

Zu Pferd geht es nach Renchinklhumbe, einem Blockhüttdorf, das als Versorgungsstation für Einheimische und Touristen fungiert, bevor es in die Weiten der Taiga geht. Das Ambiente ist wie in einem amerikanischen Western-Film der 50er Jahre: Zwischen den einzelnen Blockhäusern nur staubiger Erdboden, an manchen Ecken sind Pfähle in den Boden gerammt, an denen die Tiere angebunden werden können. Männer schlurfen mit ihren Pferden am Zügel vorbei, bleiben stehen und plaudern miteinander. Alle Geschäfte hier bieten dieselben Waren an: Kleidung, Haushaltswaren, Mehl, Süßigkeiten und Getränke. Zum ersten Mal seit Tagen gibt es hier wieder die Möglichkeit, etwas Proviant zu kaufen und der Snickers-Umsatz schnell durch unsere Gruppe wahrscheinlich auf ein Halbjahreshoch. Hier ist es deutlich billiger als in Ulan Bator. Ohnehin sind die Lebenshaltungskosten in der Mongolei für Touristen recht hoch: Anders als in vielen anderen asiatischen Ländern ist man für ein Essen hier schnell 15 Dollar los.

In der Mitte des Dorfes steht die Schule, ein großes, blau gestrichenes Holzgebäude, hinter dem ein immenser Holzvorrat für den Winter gestapelt ist. Bildung ist ein Statussymbol in der Mongolei. Vor den Klassenräumen hängen Fotos der besten Schülerinnen und Schüler, wer erfolgreich ist, ist auch hier, fast am Ende der Welt, kein uncooler Streber sondern wird bewundert.

### **13. Naadam Festival**

Traditionell findet das Naadam Festival im Juli statt. Naadam ist das mongolische Nationalfest und steht für „Drei Spiele der Männer“, gemeint sind Pferderennen, Ringen und Bogenschießen. In Ulan Bator herrscht während der Festspiele absoluter Ausnahmezustand, weil auch immer mehr Touristen

extra anreisen. Wie Byambaa mir erzählt, tut das dem Flair der Veranstaltungen nicht gerade gut.

In Renschinklkhumbe ist das Festival im September, warum, habe ich nicht genau verstanden, aber ich freue mich, dass wir die Gelegenheit haben, dabei zu sein.

Aus der ganzen Gegend sind die Familien angereist. Auf dem Dorfplatz sind Tribünen aufgebaut, die Älteren sitzen in ihren schönsten Dells im Schatten, die Jugend hockt auf dem Boden und schwatzt oder tippt auf ihren Handys herum.

Los geht es mit dem Pferderennen. In der ersten Gruppe starten die Kinder. Sie reiten ohne Sattel. Etwa 20 Kilometer geht es raus in die Steppe, der Rückweg ist dann das Rennen. Die Erwachsenen folgen etwa eine halbe Stunde später.

Niam Hu, einer der Wrangler, der unsere Gruppe begleitet, hat im letzten Jahr das Ringen gewonnen und macht auch jetzt wieder mit.

In kleinen pinkfarbenen Höschen, die mich direkt an eine schwule Karnevalsveranstaltung in Köln erinnern, treten die Ringer auf den Platz. Besser gefallen mir die Lederstiefel, die sehr kunstvoll und individuell bestickt sind – der Mitbringsel-Klassiker für jeden Mongolei-Touristen, wie ich später feststellen werde.

Vor dem Kampf gibt es eine Zeremonie, in der die Kontrahenten mit ausgebreiteten Armen eine Runde um den Platz laufen und den Flug eines Adlers nachahmen.

Dann geht der Kampf los. Wer als erstes den Boden mit einem anderen Körperteil als Händen oder Füßen berührt, hat verloren. Niam Hu hat einen harten Gegner, einen Kasachen, der zwar wesentlich kleiner und schmaler ist als er, aber offensichtlich viel Kraft und eine sehr gute Technik hat.

Minutenlang verharren die beiden, ohne dass sich einer auch nur einen Zentimeter bewegt. Schließlich kommt das Schiedsrichter-Trio zu ihnen – wer zu lange im Stillstand verharrt, verstößt gegen die Spielregeln. So wechseln die beiden die Position und bleiben wieder minutenlang ineinanderverknottet stehen. Und plötzlich geht alles ganz schnell. Eine kurze Gewichtsverlagerung und zack – liegt Niam Hu am Boden.

Er trägt es mit Fassung, auch wenn ich das Gefühl habe, dass er sehr unglücklich über die Niederlage ist. Wieder fällt mir auf, wie zurückgenommen die Mongolen sich verhalten: Niam Hu schimpft nicht, obwohl ich später mitbekomme, dass der Kasache seiner Meinung nach eine Regelwidrigkeit begangen hat und der Sieg damit ungültig sein müsste.

Ähnlich verhält es sich in Bezug auf heftiges Feiern. Obwohl schon nachmittags die Augen fast aller Männer glasig vom Wodka sind, sehe ich niemanden, der laut wird oder pöbelt.

Es hat sich herumgesprochen, dass die Ersten aus der Gruppe der Kinder vom Pferderennen in Sicht kommen. Die Ringkämpfe werden unterbrochen, alle laufen hinaus aufs Feld und kurze Zeit später taucht der erste Junge auf seinem Pferd in einer Staubwolke am Horizont auf: Ein Knirps in Jogginghose und T-Shirt, die Zügel wie ein echter Cowboy locker in der linken Hand schwingend.

Eigentlich gehört zum Naadam Fest noch das Bogenschießen als dritte Wettkampf-Disziplin. Doch das fällt zumindest an diesem Tag in Renschinkhumbé aus. Aus Sicherheitsgründen, wie mir Byambaa später erzählt. Da die meisten Schützen schon vor Beginn des Wettkampfs sehr betrunken gewesen seien, hatten die Organisatoren das Schießen abgesagt.

#### **14. Bei den Tsatan**

Das Highlight unserer Reit-Tour durch die Taiga soll ein Besuch bei den Tsatan werden, einem kleinen Volk von Rentierzüchtern, die mitten in den Wäldern leben.

Es gibt noch ungefähr 300 Tsatan, die in mehreren Familienverbänden zusammenleben. Sie sind Nomaden, obwohl es während des Kommunismus auch bei ihnen den Versuch gab, sie zwangsweise sesshaft zu machen. Doch das funktionierte nicht: Schon nach den ersten Nächten in den neuen Holzhütten in den Dörfern, verschwanden die Tsatan samt ihren Rentieren wieder und versteckten sich im Wald. Ihr Leben ist auch heute noch von bitterer Armut geprägt, ein Haus in einem der Kreisstädtchen könnten sich die meisten gar nicht leisten, selbst wenn sie es heute wollen würden.

Ein Mann aus dem Dorf hat Byambaa erzählt, wo die Tsatan ihr aktuelles Winterquartier aufgeschlagen haben und so reiten wir zwei Tage nach dem Naadam Fest morgens zeitig los. Wir machen Zwischenquartier in einer Lodge und sind alle froh, einmal nicht im Zelt schlafen zu müssen. Und das, obwohl die „Betten“ in der Lodge nichts als blanke Holzbretter sind. Nach einem weiteren Frühstück mit Peanuts Butter, Toasts und Lipton Tea, reiten wir weiter. Fünf Stunden soll es jetzt noch dauern, bis zum Camp der Tsatan, doch als wir schließlich in der Ebene ankommen, ist weit und breit kein Rentier in Sicht. Offenbar sind die Tsatan schon weitergezogen, tiefer in die Berge.

Und so reiten wir weiter, unsicher, ob wir überhaupt in der richtigen Richtung unterwegs sind. Byambaa kennt die Tsatan zwar sehr gut und glaubt zu wissen, wohin sie gezogen sind, aber sicher ist auch er nicht. Schnell wird es stockdunkel und eiskalt. Die Pferde stolpern und werden unruhig. Wir haben zwar ein paar Zelte dabei, aber nicht genug für alle und auch kaum Provi-

ant. In diesem Moment kann ich selbst den wunderschönen Sternenhimmel nicht genießen, sondern frage mich vielmehr, warum ich mir keine wärmere Gegend für meine Reise ausgesucht habe.

Nach einer gefühlten Ewigkeit hören wir endlich Hundegebell. Hinter dem nächsten Hügel haben die Tsatan ihr Lager. Ein Verbund von fünf Familien hat sich zusammengetan, die Rentiere sind zur Nacht in der Nähe der Tipis angebunden. Von weitem sieht man nur ihre glänzenden Augen und bei den weißen Tieren das Fell durch die Dunkelheit schimmern. Total erschöpft treffen wir uns im Tipi des Familienoberhaupts. Wenn die Behausungen vorher schon sehr simpel waren, so ist es bei den Tsatan selbst für mongolische Verhältnisse äußerst primitiv. Es gibt keinen Strom, kein Wasser, keine provisorischen Toilettengruben. Die Tipis bestehen aus einfachen, aneinandergelehnten Baumstämmen, die mit Fellen umwickelt sind. Der Boden ist die nackte Erde.

Zum Schlafen werden wir auf die verschiedenen Tipis verteilt. Ich schlafe mit Kirsten aus meiner Reisegruppe bei einem Ehepaar und ihrer etwa 14-jährigen Tochter. Die drei rollen sich Decken auf den Boden, legen noch einmal Holz im Ofen nach und dann wird geschlafen. So etwas wie Privatsphäre scheint den Mongolen grundsätzlich nicht viel zu bedeuten. Auch in den Jurten gibt es keine abgetrennten Räume. Als ich Byambaa danach frage, habe ich den Eindruck, dass er mit dem Konzept von Privatsphäre gar nichts anfangen kann. „Wieso“, sagt er, „wenn Du allein sein willst, kannst Du doch nach draußen gehen“.

Vier aus unserer Gruppe haben sich mit irgendetwas den Magen verdorben. Leider gehören sowohl Kirsten als auch ich dazu. Abwechselnd stolpern wir die ganze Nacht über im Stockdunkeln aus dem Zelt. Das ist nicht nur extrem unangenehm weil es bitterkalt ist, sondern auch, weil wir unsere Gastgeber stören. Bei aller mutmaßlichen Idylle aus Rentieren, Bergen und Tipis wird mir mit meinem kleinen Infekt hier bewusst: Wer bei den Tsatan ernsthaft krank wird, hat ein Problem. Außer einer Schamanin, die im Wald lebt, ist auf viele Kilometer keine Hilfe in Sicht. Kein Wunder, dass die Mongolen so hart im Nehmen sind – sie haben gar keine andere Wahl.

Von den vielen Kindern, die ich während meiner Reise an unterschiedlichen Orten gesehen habe, habe ich keins gesehen, dass geweint hätte. Die Kleinen weinen hier selten ohne einen sehr triftigen Grund, erklärt Byambaa, weil sie schnell merken, dass es niemanden interessiert. „Wenn Du hinfällst und Dir weh tust, steh halt wieder auf und pass besser auf, wo Du hintrittst“, das ist die Devise der Nomaden in der Kindererziehung und beim Umgang mit sich selbst. Für Schwäche ist hier kein Platz. Schon kleine Babys, erzählt Byambaa, bekommen hier kleine Stücke vom Schwanz des Fettschwanz-Schafes in den Mund gesteckt. Daran sollen sie nuckeln, um

möglichst schnell robust und überlebensfähig zu werden. Kälte, Mücken und weite Wege zum Wasserholen, das sind Umstände, die für mongolische Kinder Alltag sind.

Nach einer kalten und schlaflosen Nacht sieht die Welt am Morgen schon wieder etwas freundlicher aus. Die Rentiere sind entzückend: Samtschnauzen, blanke Kulleraugen und ausgesprochen zutraulich. Selbst ihre Geweihe sind mit Fell überzogen. Die Tsatan sind nicht weniger faszinierend: Das raue Klima hat viele, tiefe Falten in ihre Gesichter gezogen. Alle sehen wesentlich älter aus, als sie sind, aber haben die interessantesten Gesichter, die ich je gesehen habe. Ein paar Tage später werden wir eine amerikanische Fotografin treffen, die für National Geographic arbeitet und sich seit Jahren ausschließlich auf die Mongolen und Tsatan im Norden des Landes spezialisiert hat.

Die Tsatan haben es schwer: Bei den paar hundert Mitgliedern in der Gemeinschaft, wird es für sie langsam schwierig, passende Ehepartner zu finden. Aufgrund der Grenzziehung sind die mongolischen von den russischen Tsatan getrennt. Bislang haben sich die Regierungen beider Länder trotz diverser Appelle von Nichtregierungsorganisationen nicht dazu durchringen können, die Grenze für die Tsatan durchlässiger zu machen. Eine Hochzeit zwischen Tsatan und den anderen Mongolen kommt ebenfalls sehr selten zu Stande: Bei den Mongolen gelten die Angehörigen des Rentiervolks wegen ihres sehr einfachen Lebensstils nicht gerade als gute Partie. Byambaa erzählt, wie zu seiner Schulzeit die Tsatan-Kinder von den anderen ausgeschlossen wurden. Sie gehörten einfach nicht dazu.

Sind die Mongolen schon ein eher zurückhaltendes Volk, so sind die Tsatan noch viel stiller. Wir scheinen sie nicht zu stören, sie interessieren sich aber auch nicht für uns. Ich halte mich zurück damit, Fotos zu machen und nach ein paar Stunden machen wir uns wieder auf den Rückweg.

## **15. Zurück in der Zivilisation**

Nach gut zwei Wochen ist unsere Zeit im Norden der Mongolei zu Ende. Wir verabschieden uns sehr herzlich von Byambaa, unserer Köchin Maggie und den Wranglern und besteigen in Mörön die Maschine zurück nach Ulan Bator. In dem kleinen Regionaljet muss ich lachen: Wir bekommen von den Stewardessen stolz Flyer in die Hand gedrückt: Die Fluggesellschaft feiert ihren ersten Geburtstag!

Zurück in Ulan Bator entdecke ich in meinem Reiseführer den Hinweis auf eine Künstlergruppe, die ein ganzes Haus mit Ateliers unterhält und das Kunstinteressierten offen steht. Ich mache mich zu Fuß auf den Weg, stel-

le aber sehr schnell fest, dass die Karte ungenau ist. Es vergehen keine drei Minuten, die ich auf meinen Stadtplan starre, da steht ein junger Mongole vor mir, der mich in fließendem Spanisch fragt, wo ich denn hin möchte. Eine äußerst skurrile Begegnung. Wie sich herausstellt, studiert er Spanisch, hat aber noch nie die Mongolei verlassen. Zusammen laufen wir durch die Stadt. Wie auch schon bei früheren Gelegenheiten stelle ich fest, dass viele Mongolen es überhaupt nicht gewohnt sind, Straßenkarten zu lesen und – wenn sie das Ziel nicht kennen – sich überhaupt nicht orientieren können. Nach drei Stunden endlich haben wir das Atelier-Haus gefunden und mein Begleiter verabschiedet sich.

In dem Haus gibt es auf zwei Stockwerken schätzungsweise 40 Ateliers. Die Türen stehen meist offen, viele Künstler sitzen zusammen und trinken Wodka.

Es spricht sich sehr schnell herum, dass eine Touristin zu Besuch ist und in kürzester Zeit schwirrt eine Reihe von Künstlern um mich herum, die mir ihre Bilder zeigen. Niemand spricht Englisch, nur einer von den Malern, die ich treffe, hat eine Tochter, Anna, die in Berlin studiert hat. Obwohl wir uns nur mit Händen und Füßen unterhalten können, ist die Stimmung ausgesprochen nett. Zwei der Künstler wollen mich malen, der eine bricht allerdings nach ein paar Minuten ab, mit dem Hinweis, es täte ihm sehr leid, aber er sei doch zu betrunken. Der andere scheint nicht wesentlich nüchterner, hält aber tapfer durch. Das Bild steht inzwischen bei mir in der Wohnung und auch wenn mich praktisch niemand darauf erkennt, ist es eine schöne Erinnerung.

Zwei Tage vor meiner Abreise wird mir mein Rucksack aus dem Guesthouse gestohlen. Wer, wann und wie ist nicht mehr nachzuvollziehen, aber nicht nur meine Rechercheunterlagen sondern auch mein Reisepass und Personalausweis sind weg.

Die Polizei wird gerufen, vier Beamte laufen durch die Wohnung, reden mit dem Betreiber des Guesthouses und machen Fotos vom „Tatort“. Danach darf ich im Polizeiauto mit zur Wache fahren, ich soll ein Protokoll aufgeben und eine entsprechende Verlustbescheinigung für die Ausländerbehörde bekommen. Auf der Polizeistation schreibe ich dem Polizisten meine Daten auf und er haut fleißig in die Tasten seines Computers. Dann, signalisiert er mir, will er eine Kopie des Berichts für mich machen.

Ich warte. Nichts passiert. Nach zwei Stunden gehe ich schließlich zur Tür hinaus. Leider konnte ich mich mit niemandem auf der Wache auch nur ansatzweise verständigen.

Schräg gegenüber vom Polizeipräsidium liegt die Deutsche Botschaft. Doch auch hier schickt man mich wieder weg, ich solle am nächsten Tag mit 35 Dollar und zwei biometrischen Passfotos wiederkommen. Über die Western Union Bank weist mir meine Schwester Geld an, dass ich schon 15

Minuten nach der Einzahlung in Frankfurt in einer Filiale in Ulan Bator abholen kann. Eine sehr feine Erfindung!

Am nächsten Tag stehe ich in einem Fotostudio gegenüber der Deutschen Botschaft und lasse Fotos machen. Einer der Mitarbeiter spricht mich auf Deutsch an. Wie sich herausstellt hat er fünf Jahre in Düsseldorf gelebt. „Ihr habt es gut in Deutschland“, sagt er zu mir. „So ein schönes Land und alles funktioniert bei Euch.“ Als ich ihm sage, dass ich glaube, dass es mit der Mongolei bald bergauf gehen wird, lacht er nur resigniert. „Hier geht es wieder bergab“, sagt er. „Und was ist mit Bodenschätzen? Die Mongolei ist so ein reiches Land, wenn der Abbau beginnt, werden auch die Mongolen davon profitieren“. Er schaut mich an und sagt nur: „Wir werden nicht davon profitieren. Unsere Regierung ist korrupt. Hier wird das gleiche passieren wie in Afrika, mit den Diamantenminen.“ Die einzigen Nutznießer, sagt er, seien die Politiker. Sie hätten alle selbst Beteiligungen im Bergbau, der ganze Handel mit den Lizenzen sei doch korrupt.

## 16. Nach Hause

Meine letzten Tage in Ulan Bator sind vor allem von Behördengängen geprägt. Zwischenzeitlich sehe ich mich schon in der Mongolei bleiben, vor allem in dem Moment, als mir die Dame an der Visa-Ausgabe misstrauisch in die Augen schaut und mich fragt, ob ich auch wirklich keine Mongolin sei.

Schließlich klappt aber doch alles und ich beschließe meine letzte Nacht in UB im angeblich besten Hotel der Stadt zu verbringen: Dem Ulanbaataar, die repräsentativste Bleibe während sozialistischer Zeiten. Mein Zimmer macht leider nicht viel her und am letzten Abend schaue ich ein bisschen mongolisches Fernsehen. In einer scheinbaren Endlos-Schleife wird der Final-Kampf von Naidangiin Tüwschinbajar wiederholt, dem ersten Olympia-Goldmedaillengewinner in der Geschichte der Mongolei. Und das, fast sechs Wochen nachdem auf der Peace Avenue der Sieg in Peking bejubelt wurde.

Aus dem großen Ballsaal des Ulanbaataar Hotels dringt Musik nach oben. Es wird an diesem Abend eine Hochzeit gefeiert und ich könnte wetten: Wenn Naidangiin Tüwschinbajar einmal heiratet, dann hier. Noch ist er Single, hat es im Radio geheißsen. Und bestimmt ist er jetzt der meistbegehrte Mann im Land.

Vielen Dank an die Heinz-Kühn-Stiftung für dieses einmalige Erlebnis, besonders an Ute Maria Kilian. Außerdem bedanke ich mich bei Claudia Polzer vom DED, Amraa von Nomadstours, Botschafter Claus Fischer für seine Unterstützung beim Besuch der Kupfermine in Erdenet und Boojum Travel, hier vor allem Byambaa und Uyangaa.

Derjenige, der drei Tage vor meinem Rückflug meinen Rucksack mit meinem Pass und vor allem meinen Rechercheunterlagen gestohlen hat, wird hoffentlich in den nächsten 10 Leben als Ameise wiedergeboren. Diesem Umstand ist es geschuldet, dass ich viele Menschen, die ich getroffen habe, nicht mehr mit ihrem Namen erwähnen konnte. Uutschlaarai!